

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 35 (1959-1960)
Heft: 2

Artikel: Bei den Stiefkindern Europas : "Noi siamo abbandonati", sagen die Einwohner von Kalabrien, und sie haben recht
Autor: Mattmüller, Markus
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

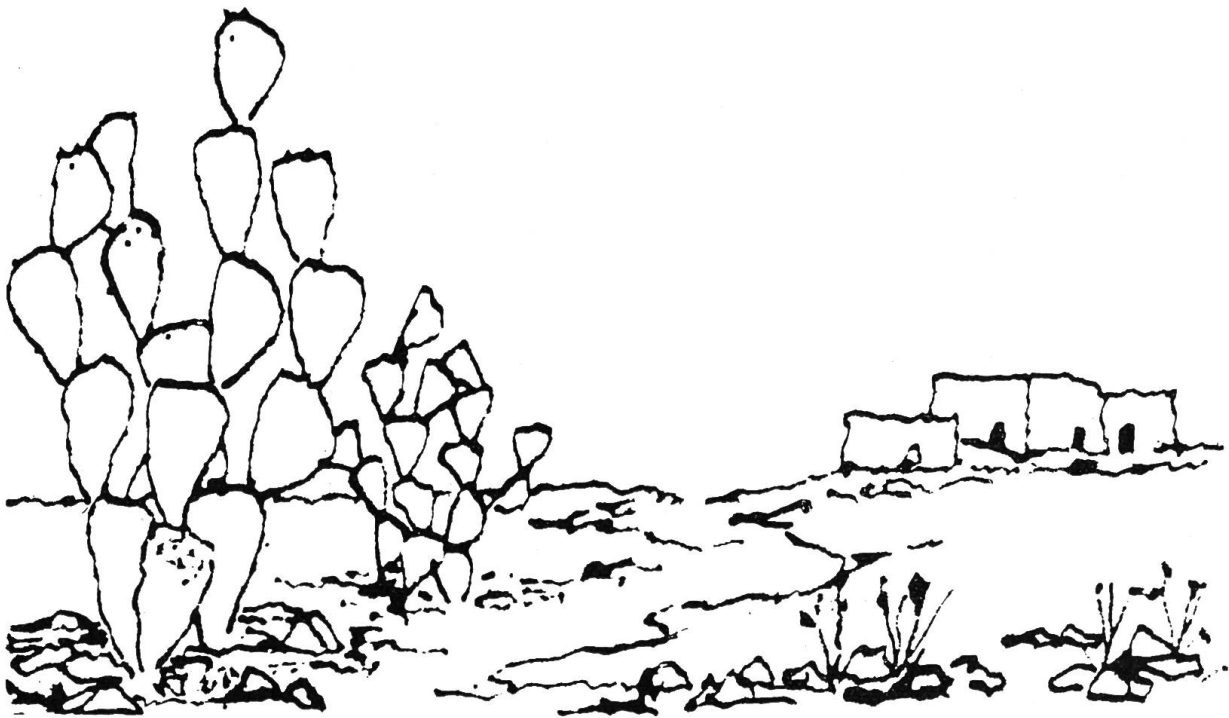
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BEI DEN STIEFKINDERN EUROPAS

VON MARKUS MATTMÜLLER

**«Noi siamo abbandonati», sagen die Einwohner
von Kalabrien, und sie haben recht**

Illustration Silvia Morger

Der Ferienreisende, der in Italien die Monumente vergangener Zeiten aufsucht, gerät leicht in Gefahr, am heutigen Italien vorbeizureisen. Die Bevölkerung der landwirtschaftlichen Gebiete, und vor allem die Leute des Mezzogiorno, des Südens, lernt er nicht kennen. Das ist schade, denn eines der großen Weltprobleme unseres Jahrhunderts, die Frage der wirtschaftlich unterentwickelten Gebiete, kann man nirgends so nahe bei unseren Grenzen studieren wie in Süditalien. Auch ich bin mehrere Male als Ferienreisender nach dem Süden gefahren, bis ich durch besonders glückliche Umstände wirklich in das Leben der elenden, sympathischen Bevölkerung auf dem Lande hineinblicken konnte. Was ich im folgenden davon erzählen möchte, sind einfache Erlebnisse und Begegnungen, die nur aus einem sehr kleinen Gesichtswinkel stammen: Es sind alles Eindrücke aus einem einzigen Dorf in Kalabrien. Dennoch mag es seine Berechtigung haben, davon zu erzählen, denn meine Freunde und ich haben das Vorrecht genossen,

sehr nahe mit einer sonst eher argwöhnischen und zurückhaltenden Bevölkerung in Kontakt zu kommen. Das verpflichtet uns, etwas von den Sorgen und Nöten dieser Leute weiterzugeben.

Die Spuren der Geschichte Die Zeichen einer langen, meist unglücklichen Vergangenheit sind tief in die Landschaft Kalabriens eingegraben. Ruinen von griechischen Städten und Tempeln erinnern an die einzige glückliche Zeit dieses Landes, an die Jahrhunderte, wo hellenische Pflanzstädte die hohe Kultur der Griechen und mit ihr die Freiheit der griechischen Polis an dieser Küste ansiedelten. Bei den Römern nannte man dieses Gebiet ja Großgriechenland, Magna Graecia, so sehr fiel das blühende Leben der Städte dort auf. Doch dann fegte die römische Eroberung des Südens das meiste hinweg; noch heute deuten die Kalabresen mit einem Seufzer auf die kahlen Bergrücken ihres Landes und berichten einem, sie seien

früher bewaldet gewesen; erst, als die Römer für die punischen Kriege ihre Flotten bauten, wurden die Wälder rücksichtslos geschlagen. Die heutige Dürre und Armut des Landes sind Folgen dieses Kahlschlages.

Als das mächtige Römerreich unterging, blieb Kalabrien ein Nebenland der Geschichte; daß es im Mittelalter den beständigen Überfällen der mohammedanischen Seeräuber ausgesetzt war, davon kündeten an der Küste die Wachttürme, die man Sarazentürme nennt.

Dann wurde Kalabrien bald einmal bourbonisches Nebenland, ausgesogen von den Steuerpächtern und Aushebungsoffizieren der Könige von Neapel und Sizilien, geplagt von der Malaria, und mit einer Aristokratie gesegnet, welche ihre Latifundien und ihren Großgrundbesitz schonungslos dazu verwendete, in den Städten im Prunk einherzuziehen. Nur an ganz wenigen Orten erhielt sich das freie Bauerntum; das Latifundium hatte den Kleinbesitz schon in der römischen Zeit aufgefressen, und dabei ist es bis heute geblieben.

Durch alle diese Schicksalsschläge ihrer schweren Geschichte sind die Kalabresen ein demütiges, elendes Geschlecht geworden. Ihr kleiner Wuchs und ihr zarter Körperbau berichten vom Hunger und von den Krankheiten von Generationen. Ihre Weltanschauung entspricht recht genau jenem Sprichwort aus Lukanien, das Carlo Levi in seinem berühmten Buch wieder bekannt gemacht hat: «Cristo si è fermato a Eboli» — Christus kam nur bis nach Eboli, jenem Städtlein auf der Küstenstraße nach Neapel, wo der eigentliche Mezzogiorno anfängt. Dort hat die Kultur angehalten; was weiter südlich lebt, das sind — so denkt der Kalabrese wie der Lukanier — keine Menschen mehr. In Eboli beginnt das verlassene, elende, geplagte Land der Leute, die sich selber nicht mehr den Namen von Christen zu geben wagen. «Noi siamo abbandonati», war vielleicht der Satz, den ich von den Lippen der Kalabresen am häufigsten gehört habe.

Mit Pickel und Schaufel Doch genug der Umschweife! Es gilt nun, zu erzählen, wie es möglich wurde, daß eine Reihe von jungen Menschen aus verschiedenen Ländern die Möglichkeit hatte, jenseits von Eboli den Kontakt mit den Menschen Süditaliens aufzunehmen. Der Internationale Zivildienst (Servizio Civile Internazionale), eine Arbeitslagerorganisation, die 1920 vom

Sohn eines schweizerischen Bundesrates, Pierre Cérésolle, gegründet worden ist, macht es sich vor allem seit dem Zweiten Weltkrieg zur Aufgabe, in «unterentwickelten Gebieten» Hilfe zu bringen. Das ist eine neue Entwicklung; früher half er vor allem bei Katastrophen in Mitteleuropa mit seinen international zusammengesetzten Arbeitsteams; neben der praktischen Hilfe, die er zum Beispiel bei Lawinenkatastrophen und Überschwemmungen leisten konnte, wollte er eine Aufgabe der internationalen Verständigung erfüllen, in dem er Helfer aus verschiedenen Ländern zusammenbrachte und den Notleidenden ein Zeichen internationaler Solidarität geben wollte. «Nicht Worte, sondern Taten» heißt die Devise, unter der er auch in unserem Lande an vielen Orten mit Pickel und Schaufel gearbeitet hat, wo man ihn brauchen konnte. 1952 kam er zum ersten Mal in Donisi, einem der elenden Dörflein in Kalabrien, an und begann sein Werk.

«Feigenbaumfresser» Mangiafichi, Feigenbaumfresser, nannten die Einwohner des Dörfleins den Bach, über welchen ihr Weg zur Außenwelt ging. Wer im Sommer hinkam, dem wurde dieser Name nicht klar: da rann in einem tief eingeschnittenen Bett ein höchst bescheidenes Wasserfädlein durch das Geschiebe. Doch anders ist das im Frühling und Herbst! Da fließen an den waldlosen Hängen des Gebirges Aspromonte die wochenlang dauernden Regengüsse herab; sie schwemmen den Humus fort, graben tiefe Furchen in die Abhänge und ergießen sich in gewaltig anschwellenden Bächen meerwärts. Das Wasser, welches das dürre Land so nötig hätte, wird nicht von Wäldern und Bergwiesen aufgenommen und langsam wieder abgegeben; es stürzt sich auf dem nächsten Weg ins Meer und geht der Landwirtschaft verloren. Dann werden drunten im ebenen Gürtel der Küstenstriche die Wasserlein zu wilden Bächen, welche Schutt und Geschiebe mit sich führen und oft wochenlang nicht überschritten werden können. So war es in Donisi: wenn der «Mangiafichi» in der Regenzeit anschwellt, war das Dorf ohne Verbindung mit der Außenwelt. Gebärende Frauen blieben ohne Beistand der Hebamme, die an der Küste vorn im Städtlein Siderno wohnt; die Schule wurde unterbrochen, denn auch die Lehrer wohnen nicht im Dorf; Handel und Wandel stockten. Wenn man dem Dorf auf-

helfen wollte, so war wirklich die Frage dieser Verbindung von entscheidender Bedeutung.

Hier nun griff der Zivildienst ein. Es war gar keine so einfache Aufgabe, mit unbezahlten, unerfahrenen Arbeitskräften die Brücke zu bauen. Doch nach dreimonatiger Anstrengung stand sie da. Freiwillige jenes ersten Jahres haben mir erzählt, daß immer wieder Leute aus dem Dorf gekommen seien, um sie aufs Gewissen zu fragen, ob sie auch wirklich ganz sicher ohne jede Entschädigung arbeiteten und sogar noch ihre Reise selber bezahlten. Das war man im italienischen Süden nicht gewöhnt, daß jemand ohne Zwang eine Arbeit im Interesse der anderen verrichtete.

Ausdehnung der Arbeit Den Freiwilligen war es klar, daß mit der Brücke allein dem Dorfe noch nicht geholfen sei. So kehrten sie später mit neuen Plänen an die Arbeit zurück: ein Dorfschulhaus sollte gebaut werden! Warum gerade das? Wären eine Bewässerungsanlage oder eine Kanalisation nicht wichtiger gewesen? Ich glaube nicht: Jedem, der Donisi kennt, fällt immer wieder die Passivität, die Apathie der Leute auf. Wenn man ihnen daraus heraus helfen will, braucht es eben wohl doch zuerst ein gewisses Maß von Bildung und Unterricht; Schulbildung heißt ja in jenen Gegenden gleichzeitig auch Kenntnis der primitivsten Regeln der Hygiene und Möglichkeit zur Saisonarbeit irgendwo im Ausland. Man bekommt den Eindruck, daß die Schulen gleichsam der Hebel sind, mit dessen Hilfe die elenden Zustände gebessert werden können.

Italien kennt die obligatorische Volksschule; aber die Durchführung der gesetzlichen Schulpflicht liegt vielerorts im argen; es fehlen die Lehrer und vor allem die Schulzimmer. In Kalabrien sollen damals nur 10 Prozent des benötigten Schulraumes zur Verfügung gestanden haben. Und was war das für Schulraum! Man hat mir ein «Schulzimmer» gezeigt, das noch in Betrieb war: ein einziges Fenster brachte Licht in einen engen Raum von der Größe eines mittleren Wohnzimmers, in welchem 40 Schulkinder unterrichtet wurden. Da also war Abhilfe nötig; besonders darum, weil für die acht in Donisi nötigen Klassen nur drei armselige Räume zur Verfügung standen.

Der Bau eines Schulhauses war für die Zivildienstler eine schwere Aufgabe. Ein befreundeter Architekt zeichnete die Pläne; die

Schweizer Europahilfe griff mit finanziellen Mitteln den Freiwilligen unter die Arme. Während der zweiten Bauetappe habe ich in meinen Sommerferien in Donisi mitgebaut.

Am ersten Abend Es war wie eine Reise in die Vergangenheit.

Noch von Reggio di Calabria ums Südkap des italienischen Stiefels bis nach Locri fuhr ich mit gutgekleideten, gebildeten Italienern durch die drückend heiße Landschaft. Im Bummelzug von Locri bis ins Küstenstädtchen Siderno sah es zwar schon bescheidener aus, aber das Bahnhofgebäude nahm sich noch wie eine normale italienische Stazione aus. Der Herr Capostazione erklärte mir den Weg – er hatte den «straniero» mit dem Rucksack sofort in den richtigen Zusammenhang gebracht – und ich machte mich in der brütenden Abendhitze auf den Weg. Die Stadt Siderno zeigte ein zivilisiertes Aussehen: ein Installateur stellte in seinem Schaufenster ein ganzes Badezimmer aus, mit Lavabos, Duschen und geplättelten Wänden; ein Cafetiere lockte seine Gäste mit Gelati Motta und Televisione an. Der vom Staat gut unterhaltenen Küstenstraße folgend, kam ich an einigen Palazzi vorbei, Villen, die in grünen Gärten lagen und trotz dem strengen Stil ihrer Fassaden etwas Behagliches hatten.

Dann aber kam die Abzweigung, welche vom Meer weg ins Land hineinführte und die mir der Herr Bahnhofvorstand beschrieben hatte. Bruchsteinmäuerchen säumten den Weg, und hie und da begegnete mir ein Esel oder ein altertümliches Gespann mit zwei weißen Ochsen im Joch. Olivenbäume und große Kakteen (Fichidindia) verunmöglichten die Sicht über den ebenen Küstengürtel. Auf einem sehr steinigen und schlechten Karrenweg erreichte ich die Brücke, den Ponte Pierre Cérésolo. Sie hatte inzwischen bereits mehrere Hochwasser ausgehalten und sah so behäbig und sicher aus, als habe sie seit jeher dort gestanden. Dann machte sich das Dorf bemerkbar – merkwürdigerweise am nachhaltigsten für die Nase. Man muß wissen, daß es im ganzen Dorf kein einziges WC gibt: die Leute gehen abends in die Büsche und ins Bachbett.

An der Brücke begegneten mir die ersten Leute aus dem Dorf. Ein junges Mädchen, das

Foto: W. Berchtold
Die nächtliche Strasse

ich grüßte, schlug die Augen nieder und trat an den Wegrand, bis ich vorbeigegangen war. Dann kamen die ersten Dorfbuben, kaum bekleidet und in Lumpen; sie führten mich auf den Bauplatz, wo sich die Freiwilligen aus elf Nationen beim Abendessen befanden. Das Mahl war sehr einfach; Teigwaren mit etwas Tomaten und Peperone. Und doch aßen wir Ausländer dreimal am Tag und in anständigen Quantitäten; unsere Nachbarn nahmen am Morgen etwas trockenes Brot mit Zwiebel oder Tomaten zu sich, und dann waren die Teigwaren am Abend, welche sie mit Tomaten schmackhaft machten, die nächste Mahlzeit, und auch dies gab es nicht sehr reichlich. Nachher saß ich schon am ersten Abend lange auf der Schwelle einer Hütte und unterhielt mich mit einem alten Bauern; dort ist zum ersten Male das Wort gefallen, das ich in den nächsten Wochen immer wieder hörte: «Cosa vuol fare, signore, noi siamo abbandonati!» (Was wollen Sie, mein Herr, wir sind eben verlassen!)

Fliegen und Grundwasser Es war nicht so einfach, sich an das Leben in Donisi zu gewöhnen. Gewiß, der typische Geruch fiel einem bald nicht mehr auf. Viel schlimmer waren die Fliegen; in Schwärmen saßen sie überall, auf dem Stück Brot und auf jeder Stelle des Körpers. Sie infizierten alles: die kleinste Schürfung wurde zum Geschwür. Bald war man ihnen gegenüber so apathisch geworden, daß man sie auf dem Essen umherspazieren ließ, ohne ihnen zu wehren. Zum Glück sind wenigstens die Stechmücken ausgerottet; früher waren in Kalabrien riesige Gebiete von der Malaria verseucht. Der Krieg hat nun das Gute gebracht, daß die Alliierten auf ihrem Feldzug den Kampf gegen die Sumpfrkrankheit aufnahmen: man sieht an allen Häusern die Buchstaben DDT und das Datum der letzten Behandlung.

Ganz betrüblich sind die Trinkwasserverhältnisse. Das Dorf versorgt sich aus drei oder vier Sodbrunnen, von denen nur einer gedeckt ist. Derjenige, aus dem ich selber viele hundert Kessel Wasser zum Betonmischen herausgezogen habe, befand sich neben einem Stallgebäude, in dem Schweine untergebracht waren. Das

Wasser wurde mit einem Kübel aus einer Tiefe von etwa 15 Meter emporgeholt. Ich habe nie gesehen, daß der Kübel gereinigt worden wäre.

Es gab an einem einzigen Ort, 5 Kilometer weit entfernt, einen Brunnen mit frischem Quellwasser. Dorthin fuhr nun täglich einer von uns, mit einer riesigen Korbflasche auf dem Gepäckträger des Velos. Die Einheimischen aber versorgten sich weiterhin aus dem Sod; unablässig kamen die Frauen mit amphoraförmigen Krügen auf dem Kopf. Kam man mit Leuten aus dem Dorf über die Qualität des Wassers ins Gespräch, so wußten sie genau, was nötig gewesen wäre: ein Brunnen lasse sich gesund erhalten, wenn er alljährlich gereinigt und desinfiziert werde; in irgend-einem Dorf in der Nähe geschehe das auch. Fragte man, wann es hier zum letzten Mal geschehen sei, so zuckten sie die Achseln: Vier Jahre? Neun Jahre? Der Gemeinderat müßte die Reinigung anordnen und bezahlen, aber wer setzt sich schon dafür ein?

Die Signori Das Merkwürdigste war die scharfe Trennung, welche zwischen dem Dorf und dem Städtlein Siderno bestand, obwohl sie politisch eine Gemeinde bilden. Der Eindruck des ersten Tages, daß man über eine unsichtbare Grenze plötzlich in eine ferne Vergangenheit eingetreten sei, verdichtete sich immer mehr. Der Argwohn und das Mißtrauen der Dörfler gegenüber den «signori» im Städtlein vorn waren unüberwindlich. Im Städtlein wohnten die Großgrundbesitzer, der Arzt, die Hebamme, die Polizei, die Steuerbehörden, die Geistlichen und sogar die Volksschullehrer. Ein wichtiger Grund, warum wir als Ausländer mit der Zeit das Vertrauen dieser verschlossenen Dorfleute fanden, war die Tatsache, daß wir im Dorfe selber lebten. «Non sono signori, lavorano e vivono come noi» (Sie sind keine Herren, sie arbeiten und leben wie wir.) Unser Leben spielte sich denn auch sehr öffentlich ab: wir aßen im Freien, im Schatten des neuerstellten Schulhäusleins; wir schliefen auf unseren Pritschen meistens nicht in den schwülen, engen Militärzelten, sondern unter dem herrlichen südlichen Sternenhimmel. Man kannte uns also, und man akzeptierte uns mit der Zeit.

Die Signori im Städtlein aber wurden mit Furcht und Respekt zugleich betrachtet. Ich weiß nicht genau, welcher Teil des Bodens in den Händen der Großgrundbesitzer ist, man

Foto: Ewald Fröhling
Spuren eines Autos im Schnee

LÜGENBILD

Zeichnung von Marcel Vidoudez



Diese Zeichnung enthält 9 Unmöglichkeiten Auflösung Seite 114

sprach aber von 80 Prozent. Dabei gibt es riesige Latifundien.

Vielerorts gilt die Pachtform der «mezzadria», die den Ertrag zur Hälfte dem Pächter, zur Hälfte dem Besitzer des Bodens zuteilt. Diese Form mit einem 50prozentigen Pachtzins scheint nicht einmal die ungünstigste zu sein; es gibt auch Pachtverträge, bei denen der Naturalzins unabhängig vom Ausfall der Ernte festgesetzt wird; in schlechten Jahren bleibt dem Pächter dann wenig oder nichts übrig.

Die Signori, ob sie nun im Städtlein oder in den Großstädten Palermo, Neapel oder Rom wohnen, erinnern einen an die Feudalherren des Ancien Régime. Es gibt ganz merkwürdige Einzelzüge, die das illustrieren. Man trifft zum Beispiel gelegentlich Buben, welche ein Lamm zur Weide führen, das ein rotes Band um den Hals trägt. Sie berichten, daß es als «Lamm des Signore» besonders gut gepflegt und am Neujahrstag dem Grundherrschaft abgegeben werden müsse. Oder man erfährt, daß gewisse Pächter am Markttag «ihrem Signore» in der Stadt ein paar Hühner bringen müssen; einer meiner Freunde aus dem Zivildienst hat einmal beobachtet, wie eine Gutsbesitzersfrau eine solche Abgabe zurückwies mit den Worten: «Diese Hühner bringst du mir dann in vier Monaten wieder, wenn sie fetter sind!»

Die meisten Leute aus dem Dorf nehmen diese Zustände mit Apathie entgegen. Aber es gibt eine Minderheit, welche sie offen als ungerecht bezeichnet. Viele Männer stimmen für die Kommunisten, die ihnen Besserung ihrer Lage versprechen. Der Kommunismus ist im italienischen Süden eine Folge des Hungers.

Sitten aus vergangenen Zeiten

Nicht nur der Dialekt der Kalabresen ist altertümlich, so daß er mehr aus griechischen als aus lateinischen Elementen zu bestehen scheint. Nicht nur die feudalen Zustände im landwirtschaftlichen Besitz erinnern ans Mittelalter. Auch die ungeschriebenen Gesetze, denen die Leute in ihrem Zusammenleben folgen, nehmen sich seltsam archaisch aus. Immer wieder fiel uns die Stellung der Frauen auf: unverheiratete Töchter haben unseren Gruß nie erwidert, sie schlugen die Augen nieder und gingen schweigend an uns vorbei. Nie sahen wir Mädchen auf der Straße spielen, die älter als etwa acht Jahre waren.

Sie saßen über einer Handarbeit, und schon mit wenig mehr als zehn Jahren begannen sie, aus selbstgepflanztem Hanf und der Wolle der eigenen Schafe ihre Aussteuer herzustellen. Das Spinnrad kennt man in Donisi nicht; die Frauen sitzen an heißen Nachmittagen auf den Schwellen der Häuser und drehen fleißig ihre Spindeln. Sobald aber die Dämmerung hereinbricht, sieht man keine Tochter und keine Frau mehr im Freien; nur die Männer sitzen auf den Treppenstufen, plaudern und rauchen ihre kleinen, langstieligen Pfeiflein.

Der ganze Wert einer solchen festgefügt Gesellschaft kam mir bei einer Beerdigung zum Bewußtsein. Ganz nahe bei unserem Bauplatz war ein alter Mann gestorben. Den ganzen Tag hindurch gingen schwarzgekleidete Frauen vorbei zur Hütte des Verstorbenen. Ich wurde zum Erweis der guten Nachbarschaft ans Begräbnis abgeordnet, das noch am gleichen Tage stattfand. Im einzigen Raum des Häuschens stand der offene Sarg, um den sich die verheirateten Frauen versammelt hatten. Die Männer warteten hinter dem Haus, zwischen Unrat und Kakteen. Die Toteaklage, welche wir schon stundenlang von ferne gehört hatten, ertönte immer noch. Eines unserer Mädchen hat sie aus der Nähe gehört und beschrieben: «Du warst gut! Du warst tapfer! Und wie gut du arbeiten konntest!» waren die Ausrufe, die zu einer monotonen Melodie gesungen wurden.

Um fünf Uhr abends begleiteten sämtliche Männer den Sarg zum fernen Friedhof. Keine einzige Frau folgte ihm, auch die Witwe nicht. Die sonst so belebten Straßen waren wie ausgestorben. Als vier Männer den Sarg aus der Hütte trugen, verloren die Klagefrauen auch die Scheu vor mir, dem Fremden. Die alten Frauen, welche die Klage angeführt hatten, liefen hinter dem Sarg her, rauchten sich die Haare, schlugen an die Brust und riefen in einer erregten Kadenz, die offenbar auch alt und festgelegt war: «Tu te ne vai e ci lasci soli! du gehst nun fort und lässest uns allein.» Dann bewegte sich der lange Zug gegen den Dorfmittelpunkt; es war Ehrensache, daß aus jedem Haus mindestens ein Mann zur Begleitung kam. Immer neue Dorfgenossen stellten sich zur Verfügung, um ihre Schultern unter den rohen Holzsarg zu schieben und ihn zu tragen.

Hinter dem Verstorbenen kam der Priester, der sich schon vor dem Trauerhause darüber aufgehalten hatte, daß man «bei dieser Hitze»

den Toten bis zum Gottesacker begleitet haben wolle. Im Kapellelein wurden ein paar kurze Gebete gesprochen; es fiel mir auf, daß nur ganz wenige der Männer dazu den heiligen Raum betraten. Ob das schon eine Folge der weitverbreiteten kommunistischen Ansichten ist? Dann ging der Zug weiter. Kaum hatten wir das Weichbild des Dorfes verlassen, ließ der Priester anhalten, gab dem Sarg noch den Segen und verabschiedete sich kurz. Zwei Minuten später ertönte hinter uns, die wir dem fernen Gottesacker zustrebten die Hupe einer Vespa; die Träger des Sarges und der Trauerzug mußten Platz machen, und in einer Staubwolke fuhr der geistliche Herr an uns vorbei nach Siderno. Die Dorfgemeinschaft aber trug den Toten durch die glühende Hitze nach dem Friedhof und erwies ihm dort schweigend die letzte Ehre.

Dorfgemeinschaft? Man darf aber diese Dorfgemeinschaft

auch nicht idealisieren. Gewiß ist das Zusammenleben der Menschen durch alte Sitte geregelt und in Ordnung gehalten, viel stärker als durch die Gesetze des modernen Staates. Aber gerade dort, wo man erwarten sollte, daß diese so stark vom gleichen Elend geplagten Menschen etwas zu ihrer Hebung gemeinsam unternehmen sollten, wirkt sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht aus. Dafür bekamen wir ein sprechendes Beispiel.

Der Weg, welcher von unserem Brücklein zur Hauptstraße des Tales führte und die Hauptverkehrsstrecke des Dorfes war, maß et-

wa 400 Meter und war in einem bedenklichen Zustande. Löcher und Querrinnen machten das Autofahren und selbst den Verkehr mit Karren fast unmöglich. Eine staatliche Autobuslinie, welche Siderno mit dem Tal verband, hätte bis ins Dorf weitergezogen werden können, wenn dieser Weg fahrbar gewesen wäre. Wir schlugen darum vor, daß wir 20 Freiwilligen mit 20 Männern aus dem Dorf einmal oder zweimal über das freie Wochenende arbeiten wollten, um das Wegstück instand zu stellen. Kies zur neuen Beschotterung fand sich im Bachbett genug.

Wir beriefen eine Männerversammlung ein und erzählten allerlei vom Gemeinwerk in den Schweizer Bergen und anderer Selbsthilfe. Aber die Männer von Donisi konnten sich nicht entschließen. Jeder sagte: «Wenn die andern kommen, komme ich auch.» Am Schluß fand sich nicht ein einziger bereit. Man verfiel auf den bequemen Ausweg: «Das soll der Staat besorgen.» Der gegenseitige Argwohn ließ sich offenbar nicht beseitigen. Es war tragisch, zu bemerken, daß der Argwohn, den die Leute mit Recht gegenüber den Grundherren und den staatlichen Instanzen empfanden, auch ihre Beziehungen zu den gleich elenden Dorfgenossen befallen hatte.

Misstrauen, Misstrauen Ich habe gesagt, daß man uns im Dorf akzeptierte und nicht als Signori betrachtete. Dies merkten besonders die weiblichen Freiwilligen unseres Arbeitslagers. Zwei von ihnen, eine Norditalienerin und eine Engländerin,

Schweizerische Anekdote

An der Grenze zwischen der Schweiz und Deutschland mußte in der Nähe von Basel ein Landes-Grenzstein ersetzt werden. Ein tüchtiger Geographielehrer wollte die einmalige Gelegenheit zu einem Lehrausgang benützen und fand sich mit seiner Klasse an der angegebenen Stelle ein. Als



der alte Stein ausgegraben war, kam ihm ein Einfall: Er sprang ins Loch hinunter und warf einige weitere Schaufeln Erde hinauf. «Was geschieht nun, wenn ich weiter grabe?» war seine Frage. «Das Loch wird tiefer», kam die Antwort. «Und wenn ich nun Tag und Nacht immer tiefer und tiefer hinunterkomme, ein paar Wochen lang, vielleicht ein paar Jahre lang, wo komme ich dann hin?» – Nach langem Zögern sagt ein scheues Büblein: «In die Friedmatt!» (Das ist die Heil- und Pflegeanstalt.)

E. P.

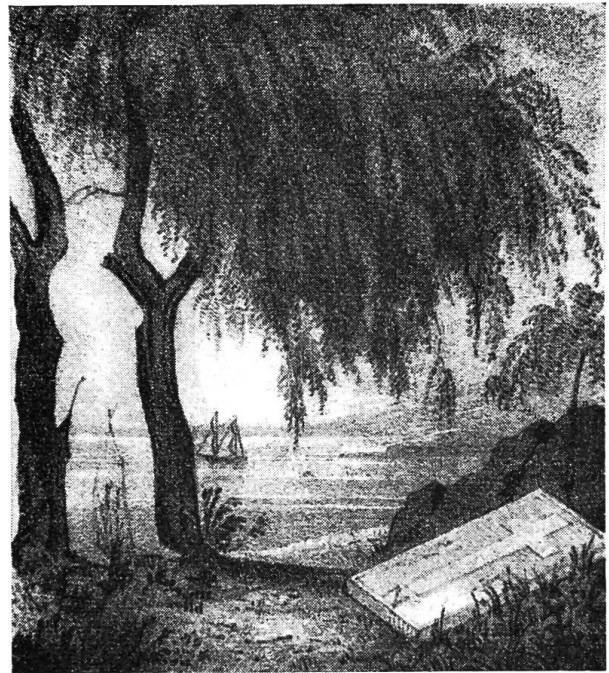
derin, waren ausgebildete Krankenschwestern und gingen unablässig von Haus zu Haus, um Hilfe zu bringen, die Mütter in der Säuglingsberatung anzuleiten und in mancher Hinsicht Rat zu geben. Man darf nicht vergessen, daß viele der Frauen im Dorf recht hilflos und einsam waren; ein großer Teil der jüngeren Männer arbeitet saisonweise irgendwo im Ausland, in den Kohlengruben Belgiens, in Kanadas Fabriken oder in der Landwirtschaft in Australien. Ihre Kontrakte laufen meist drei oder vier Jahre – welcher Staat erlaubt schon einem Fremdarbeiter die Dauerniederlassung oder auch nur die Einreise mit der Familie! – und dann kommen oft die Väter nur für kurze Zeit zu ihren Familien im Dorf zurück.

Da es in der Gegend keine Industrie gibt, ist das Problem der Arbeitslosigkeit so groß, daß viele schon nach wenigen Monaten einen neuen Kontrakt abschließen und wieder ausreisen. (Nebenbei: oberflächliche Ferienreisende pflegen immer wieder von den faulen Italienern zu erzählen, die in den Anlagen Neapels auf den Bänklein herumsitzen und dem Herrgott den Tag abstehlen. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß diese Menschen meistens Arbeitslose oder Urlauber sind. Man sollte nicht zu schnell urteilen!)

Ich habe in Donisi eine Frau gesprochen, deren Mann nun bereits das vierte Mal für vier Jahre in Kanada ist. Zwischen diesen Vertragszeiten sei er jeweils ein Vierteljahr bei seiner Familie gewesen. Was das für menschliche Probleme stellt! Und dennoch hofft immer noch jeder Kalabrese auf die Möglichkeit zur Auswanderung, um der Arbeitslosigkeit und der Überbevölkerung auszuweichen.

Eines Tages kamen unsere beiden Krankenpflegerinnen bestürzt nach Hause. In einer Hütte, 200 Meter von uns entfernt, waren sie auf eine kranke Frau aufmerksam gemacht worden, die seit zwei Tagen mit schweren inneren Blutungen zu Bett lag. Die Verwandten saßen, wie das so der Brauch ist, wehklagend und apathisch um sie herum. Die beiden Pflegerinnen wollten unbedingt einen Arzt kommen lassen, doch die Familie widersetzte sich hartnäckig. Es war offensichtlich die Angst vor den Kosten, denn die Leute besaßen ein kleines Fetzlein Land und hatten darum kein Anrecht auf die Behandlung durch den medico condotto, den Armenarzt. Wir erklärten uns sofort bereit, die Kosten zu tragen, aber die Leute gaben ihren Widerstand nicht auf.

Vexierbild aus dem Anfang des letzten Jahrhunderts



Napoleons Schatten, der sein Grab besucht

Nach langem Gerede hin und her stellte es sich heraus, daß der Gatte als Bauarbeiter im Städtlein arbeitete und einer Krankenkasse angehörte, die auch seinen Familiengliedern ein Anrecht auf ärztliche Pflege sicherte. Dennoch erklärte man uns beharrlich, man wolle keinen Arzt über die Schwelle des Hauses treten lassen. Als ich wenige Tage später abreisen mußte, hatte sich die Lage noch nicht geändert; nur der Zustand der Kranken war immer hoffnungsloser geworden. So tief sitzt das Mißtrauen gegenüber den Ärzten, die im Städtlein wohnen und damit zu den Signori gezählt werden.

Ich habe schon gesagt, daß das abgründtiefte Mißtrauen, welches sich in solchen Vorfällen manifestiert, seine Gründe hat: es ist das Mißtrauen einer jahrhundertlang ausgebeuteten Bevölkerung. Ich bin tief überzeugt, daß es nur dann überwunden werden kann, wenn man ganz auf das Niveau dieser Leute hinabsteigt und unter ihnen lebt. Es müßte eben Ärzte geben, welche im Schmutz der Dörfer statt in dem zivilisierten Städtlein vorne wohnen. Wir Freiwilligen haben die Erfahrung gemacht, daß

wir darum ernst genommen wurden – natürlich nur sehr relativ ernst! –, weil wir unter den Leuten lebten, weil sie unseren Lebensstil immer unter Augen hatten und mit dem ihrigen vergleichen konnten, weil wir die gleiche Luft atmeten und die gleiche Sonne spürten. Das scheint mir ein Zeichen dafür, wie jede vernünftige Hebung unterentwickelter Gebiete zu geschehen hätte: dadurch, daß sich Menschen aus fortgeschrittenen Ländern die Mühe nehmen, unter den Bedrängten zu leben, ihre Probleme aus der Nähe kennen zu lernen, um erst dann ihre Pläne zur Sanierung der Zustände zu verfassen. Der englische Ökonom Harold Wilson hat in diesem Zusammenhang «wise men with dirty boots», weise Männer mit schmutzigen Schuhen, als die geeignetsten Träger der Hilfe an benachteiligte Gebiete bezeichnet. Nur sie können die Barriere des Mißtrauens zum Verschwinden bringen.

Übrigens erlebten wir auch das Mißtrauen der «signori». Ein junger Assistenzarzt aus einer Römer Klinik, der seine Eltern im Städtlein hatte, besuchte uns im Lager häufig; er liebte es, mit uns jungen Menschen aus aller Welt Kontakt zu haben; gleichzeitig nahm er sich auch medizinisch unser an, und in dieser Hinsicht haben wir ihm wirklich allerhand zu danken. Als unsere Krankenschwestern ihm von einer lebensgefährlichen Infektion berichteten, an der ein alter Mann in der Nähe krank lag, stellte er ihnen zwar großzügig teure Mittel zu Verfügung, aber er ließ sich nicht dazu bewegen, selber hinzugehen und den Mann zu behandeln. Er erklärte, er dürfe sich darauf nicht einlassen, sonst wolle bald jedermann von ihm behandelt sein, und das könne er nicht durchhalten.

Don Camillo e Peppone Am Schluß meiner Dienstzeit in Kalabrien erlebte ich noch etwas Lustiges und Verheißungsvolles, das mich sofort an Guareschis Schilderung des Kampfes zwischen dem Dorfpfarrer Don Camillo und seinem Widersacher, dem kommunistischen Bürgermeister Peppone, erinnerte. Als man nämlich merkte, daß unser Schulhaus der Vollendung entgegen ging, wurden die Behörden der Gegend immer mehr auf uns aufmerksam. Plötzlich stand, wenige Meter von unserer Schule weg, aber näher bei der Brücke, so daß jeder im Dorf Ankommende es nicht übersehen konnte, ein Baugerüst am Wege. Der Bischof von Locri, so

hieß es bald, habe den Auftrag gegeben, ein Asilo infantile, ein Kindertagesheim, zu erstellen. Ordensschwestern werden sich dort der vorschulpflichtigen Kinder annehmen, sie speisen und ihnen die Anfänge der Hygiene beibringen – eine bedeutsame und wichtige Arbeit. Und als Don Camillo gehandelt hatte, ließ sich Peppone nicht aus dem Feld schlagen: der mehrheitlich kommunistische Gemeinderat von Siderno, zu dessen Gebiet Donisi gehört, beschloß, in Donisi die elektrische Straßenbeleuchtung einrichten zu lassen.

Nie werde ich den Sonntagabend vergessen, an dem die Lampen zum ersten Mal brannten. Wir kamen von einem weiten Gang über Land heim, und da sahen wir, daß die Männer schweigend und ergriffen unter den ersten Straßenlaternen standen und staunten. Kinder liefen zwischen ihnen hin und her und riefen: «Ah», wie bei einem Feuerwerk. Aus den Türöffnungen der Häuser sah man, was sonst nie geschah, die Frauen gucken und das Wunder von ferne mitgenießen.

Wir aber lachten vergnügt und hatten den Eindruck, daß unsere Arbeit doch einen Sinn gehabt habe, der über den effektiven Wert des Schulhäusleins hinausging: es war allerlei ins Rollen gekommen.

Wenn man heimkommt . . . Wenige Tage nach meiner Abreise aus Donisi stand ich wieder in Basel, in meiner Schulstube vor einer Klasse von wohlgenährten, gut angezogenen Kindern. Es hatte zunächst etwas Traumhaftes, und zwar empfand ich merkwürdigerweise nicht die Zeit in Südtalien, sondern die schweizerische Alltagsatmosphäre als einen Traum. Irgendwie schien es unglaublich, daß wenige hundert Kilometer von Kalabrien entfernt eine Welt ohne Hunger, mit gutorganisierten Schulen, Spitälern und gesicherten Verhältnissen zu finden war. Der Vergleich regt mich immer wieder zum Nachdenken an: Worauf beruht die so viel glücklichere Entwicklung der ökonomischen Verhältnisse bei uns? Welchen Umständen verdanken wir unseren modernen Lebensstandard? Darüber nachzudenken, möchte ich dem Leser überlassen; möge er es nicht mit der leider so weit verbreiteten schweizerischen Überheblichkeit tun, sondern demütig und dankbar für die besondere Gnade, welche sich für mein Gefühl darin ausdrückt.

Immer wieder kommt mir jener Ausspruch

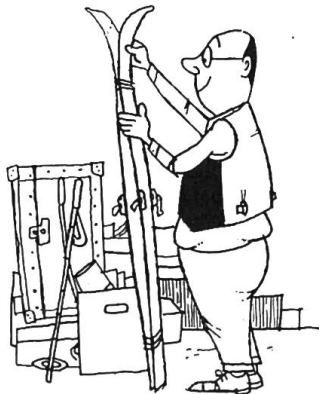
eines alten Landarbeiters in den Sinn, der mir eines Abends unter der betörenden Schönheit jenes südlichen Sternenhimmels sagte: «Sai, sono come le bestie!» (Weißt du, sie sind wie die wilden Tiere...) Er sagte nicht, wen er damit meinte, es hätte die Landschaft sein können mit ihrer Erdbebengefahr, mit Entwaldung und Erosion; vielleicht meinte er die vielen Krankheiten und den Hunger; kann sein,

er meinte auch die Signori – ich mag das nicht entscheiden. Aber es stimmt einen nachdenklich, daß es heute so nahe bei uns Menschen gibt, die ihr Leben unter einer solchen steten Bedrohung verbringen.

Wenn man aus Kalabrien heimkommt, ist man froh, ein Schweizer zu sein, aber man fühlt die Verpflichtung gegenüber den anderen, die daraus fließt, auch besonders lebhaft.

Der kleine Familienfilm

von Hans Moser



Mann räumt Keller auf und entdeckt dabei seine Ski, die er seit Jahren nicht mehr benützt hat.



Ruft Frau nach oben, er habe im Sinn auszuprobieren, ob die Ski noch brauchbar sind, sie weiss ja, was für eine Skikanone er früher war.



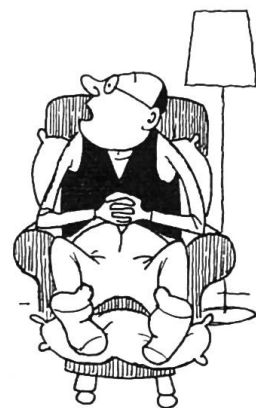
Versucht im Keller einen Ski anzuschallen. Hat Schwierigkeiten, bis zur Bindung zu gelangen.



Bückt sich tiefer. Plötzlich knackst es in seinem Rücken.



Zieht sich langsam und schmerzgebeugt in die Wohnung zurück.



Sinkt in einen Lehnstuhl und erklärt Frau, was für ein blödsinniger Sport es eigentlich sei, mit Brettern an den Füßen herumzulaufen.